

Identität Barbara Jeltsch-Schudel

Etymologie

Identität kommt vom Lateinischen „idem“ und bedeutet (eben) derselbe, der Nämliche, Gleiche (Menge, 2003, S. 256). Der Begriff wird einerseits in mehreren Sprachen verwendet (französisch: identité, italienisch: identità, englisch: identity) und andererseits von unterschiedlichen Wissenschaften, wenngleich auch nicht in der selben Bedeutung.

In der Logik und Mathematik bspw. bezeichnet „Identität“ eine zweistellige Relation, „nämlich diejenige, in der der Gegenstand allein zu sich selber steht“ (Ritter/Gründer 1976, S. 143). In der Philosophie, insbesondere seit dem aufklärerischen Utilitarismus, dagegen wird Identität mit der Person und ihrer Denkfähigkeit in Zusammenhang gebracht (Haeberlin 2001, S. 191). Vernunft und Erinnerungsvermögen sind zentrale Elemente des Verständnisses der „personalen Identität“ in der modernen analytischen Philosophie (Quante, 1999).

Ebenfalls verwendet wird Identität in der Psychoanalyse; Freud prägte den Begriff der Ich-Identität im Zusammenhang mit seinem Modell des psychischen Apparates. In der Soziologie und der Sozialpsychologie fand der Begriff der Identität Eingang, durch die Konzeption von G. H. Mead (siehe Abschnitt Geschichte).

Von der Heil- und Sonderpädagogik rezipiert wurde vor allem die Begriffsverwendung, welche auf Mead zurückgeht und im anglosächsischen wie im deutschen Sprachraum weiterentwickelt wurde. Daneben finden sich auch vereinzelte Verbindungen zum psychoanalytischen Begriffsverständnis (bspw. durch Ahrbeck, 1992).

Identität wird in der Fachliteratur der für die Heilpädagogik relevanten Nachbarwissenschaften in verschiedenen Wort-Zusammensetzungen verwendet. So stößt man auf Identitätsentwicklung (dies bei verschiedenen Autorinnen und Autoren), Identitätsarbeit (Keupp u. a., 1999), Identitätsbalance (z. B. Habermas, 1970; Krappmann, 1976; Hausser, 1983), Identitätskrisen (Erikson, 1978), Identitätskonstruktion (Keupp u. a., 1999), Patchwork-Identität (Keupp u. a., 1999) und weitere mehr (siehe Abschnitte Geschichte sowie Aktuelle Relevanz und theoretische Ansätze).

Geschichte

Meads Verständnis der Identität

Als grundlegender, im deutschen Sprachraum immer wieder aufgenommener Ansatz hat jener von G. H. Mead zu gelten (Mead, 1991, englisches Original aus dem Jahr 1934). Im amerikanischen Pragmatismus wurzelnd, basiert Mead seine Überlegungen auf einer *Handlungstheorie*. In seiner Argumentation geht er von der Geste aus, die vom einen Individuum durchgeführt und von einem anderen wahrgenommen und beantwortet wird. Gesten dienen der Verständigung, sind also interaktiv, müssen aber nicht unbedingt sprachlich, sondern können auch Gebärden sein. Die vokale Geste ist aber

dennoch wichtig und zwar deshalb, weil sie dem Subjekt ermöglicht, sich selber zum Objekt zu machen. Diese Fähigkeit – die Selbstreflexivität – ist nach Mead dem Menschen vorbehalten (Mead, 1991, S. 179) und kann sich nur durch Kommunikation mit dem anderen, also im gesellschaftlichen Prozess entwickeln und entfalten.

Diese angedeuteten Elemente der Mead'schen Konzeption verweisen darauf, dass Individuum und Gesellschaft komplex miteinander verschränkt sind. Diese Verschränkung fasst Mead in einer Struktur der Identität, die in zwei miteinander verbundene, interagierende und voneinander abhängige Aspekte unterteilt ist, dem „I“ und dem „Me“. Das I kann gewissermaßen als der personale Teil, das Me als der gesellschaftliche Teil der Identität verstanden werden. Beide Teile sind für das Subjekt insofern wichtig, als sie ihm die Kommunikation mit anderen Menschen ermöglichen: aus der eigenen Sicht und aus der Übernahme der Sicht der anderen. Die Identität kann sich nur in der Interaktion mit anderen Menschen entwickeln. Deshalb wird im Bezug auf Mead und seine Schüler auch vom „symbolischen Interaktionismus“ gesprochen.

Identität und Stigma

Wie Mead unterscheidet Goffman (1975) einzelne Identitätsaspekte. Neben die personale und die soziale Identität setzt er die Ich-Identität. Eine weitere wichtige Komponente seiner Konzeption ist das Stigma. Den Zusammenhang zu den drei Identitätsteilen umschreibt Goffman folgendermaßen:

„Der Begriff soziale Identität erlaubt uns, Stigmatisierung zu betrachten. Der Begriff persönliche Identität erlaubt uns, die Rolle der Informationskontrolle im Stigma-Management zu betrachten. Die Idee der Ich-Identität erlaubt uns zu betrachten, was das Individuum über das Stigma und sein Management empfinden mag, führt uns dazu den Verhaltensregeln, die ihm hinsichtlich dieser Dinge gegeben werden, besondere Aufmerksamkeit zu widmen.“ (Goffman, 1987, S. 133)

Goffmans Überlegungen zu Stigma, Stigmatisierung und Stigma-Management wurden und werden in der Behindertenpädagogik verschiedentlich rezipiert.

Identitätsbalance

Krappmann differenziert die drei Teile der Identität (in Anlehnung an Mead und an Goffman) etwas anders aus: Die persönliche Identität verkörpert eine vertikale Zeitdimension, gleichsam die zusammengefassten Ereignisse im Leben des Individuums; die soziale Identität steht für die horizontale Zeitdimension, umschreibt die gleichzeitig nebeneinander aktualisierbaren Rollen; die Ich-Identität erbringt die Balance-Leistungen des Individuums (Krappmann, 1976, S. 315 ff.).

Damit erfolgt eine entscheidende Erweiterung der Mead'schen Konzeption, indem ein Identitätsteil gleichsam die anderen koordiniert und damit das Subjekt als aktiv und zugleich als kontinuierlich- und konsistenzbereit und -fähig ausweist.

Diese Überlegung einer Balance, also der Herstellung eines Gleichgewichts findet sich auch bei Habermas:

„Wir halten eine soziale Identität aufrecht, indem wir jeweils mit den Gegenspielern relevanter Bezugsgruppen im Hinblick auf normierte Verhaltenserwartungen ‚identisch‘ zu sein versuchen und gleichwohl Anstrengungen unternehmen, um diese ‚Identität‘ mit anderen als eine Scheinnormalität (phantom normalcy) sichtbar zu machen; gleichzeitig halten wir eine persönliche Identität aufrecht.“ (Habermas, 1987, S. 100)

tität aufrecht, indem wir gegenüber allen relevanten Bezugsgruppenmitgliedern den sozialen Abstand einer ausdrücklichen Nicht-Identität wahren und gleichwohl Anstrengungen unternehmen, diese Nicht-Identität als eine fiktive Einzigartigkeit (*phantom uniqueness*) sichtbar zu machen.“ (Habermas, 1970, S. 386)

Eine etwas andere Ausdifferenzierung der „Identitätsbalance“ beschreibt Hausser (1983). Er fasst Identität als einen Balanceakt des Individuums zwischen situativer Erfahrung und übersituativer Verarbeitung auf. Diese Balance wirke sich auf das Erleben, das Verhalten und das Handeln des Individuums aus. Dadurch, dass das Individuum sich vor allem in Situationen erfahre (Selbstwahrnehmung), sein Verhalten bewerte (Selbstbewertung) und sein Handeln und dessen Konsequenzen absehe (personale Kontrolle), entstehe subjektive Betroffenheit und Bedeutsamkeit. Diese wiederum stehe in Wechselwirkung mit übersituativen Merkmalen (Selbstkonzept, Selbstwertgefühl und Kontrollüberzeugung) (vgl. hierzu Hausser 1983, S. 104–105). Dieses Modell ist im Sinne einer Identitätsregulation homöostatisch angelegt, d. h., es zeigt die Bezüge verschiedener Identitätselemente zueinander, kann jedoch nicht auf die lebenslange Entwicklung eines Individuums bezogen werden.

Identitätskrisen

Der zeitlichen Dimension tragen dagegen die Ansätze Eriksons und seiner Schüler Rechnung. Der Ausgangspunkt von Erikson (1978) ist nicht die Vorstellung verschiedener Identitätsteile, die untereinander balanciert werden müssen, sondern er ist zunächst orientiert am Menschenbild und Entwicklungsverständnis der Psychoanalyse. Dieses geht von einer Vorstellung von Entwicklungsphasen aus, welche einander folgen. Eriksons Konzept fasst daher die Entwicklung der Identität ebenfalls in Phasen; dabei sind die einzelnen Phasen als Krisen angelegt. Für jede Phase postuliert Erikson eine entwicklungsfördernde und eine entwicklunggefährdende Lösung. Die genauere Betrachtung der einzelnen Identitätskrisen zeigt, dass Erikson der psychoanalytischen Auffassung des Menschen eine gesellschaftliche, mithin sozialpsychologische Dimension hinzufügt. Er ist jedoch nicht der Gruppe des symbolischen Interaktionismus zuzuordnen.

Aktuelle Relevanz und theoretische Ansätze

Verschiedene Modellvorschläge

Die skizzierte historische Linie zeigt, dass die Grundfragen, welche an die Identität und ihre Entwicklung immer wieder gestellt werden, das Subjekt und die Gesellschaft betreffen. Die Idee, Identität aus verschiedenen Teilen zu konzipieren, wurde immer wieder aufgenommen und weiterentwickelt. Immer wieder wurde die zentrale Frage diskutiert, ob es eine koordinierende Instanz, also gewissermaßen einen Identitätskern gebe. Denn dieser Identitätsteil muss Leistungen des Ausbalancierens von Gegensätzen oder gegensätzlichen Anforderungen erbringen, welche aus zeitlichen (lebenslaufbezogenen) und räumlichen (die gleichzeitigen sozialen Kontexte betreffenden) Zusammenhängen erwachsen.

Mit einem integrativen Modell versuchen sowohl Frey (1983) als auch Hausser (1983) die drei verschiedenen Aspekte der Identität, personale und soziale sowie die Ich-Identität etwas anders zu fassen:

- Identität als das Ergebnis externer Typisierungs- und Zuschreibungsprozesse (externer Aspekt): umfasst soziale und persönliche Identifizierung durch andere.
- Identität als das Ergebnis interner Typisierungs- und Zuschreibungsprozesse (interner Aspekt): meint einerseits die Ebene, auf der sich die Person aus der Perspektive ihrer Umwelt definiert, also die Wahrnehmung des Fremdbildes durch das Individuum, und andererseits die Selbstinterpretation, also die Selbstwahrnehmung, durch das Individuum.
- Identität als die spezifische Integrationsleistung einer Person (Integrations- und Balanceaspekt): bezeichnet den Akt, in dem das Individuum divergierende (oder übereinstimmende) Erfahrungen der beiden anderen Aspekte ausbalanciert und integriert und damit handlungsfähig wird sowie seine Identität nach außen präsentieren kann (siehe Cloerkes, 1997, S. 160 ff.).

Dieses Modell ermöglicht, dass Innen- und Außenperspektive fokussiert werden können. Während im psychoanalytischen Ansatz die Innenperspektive oder der personale Teil der Identität stärker ausgearbeitet wurden, gewichteten die Vertreter des symbolischen Interaktionismus den sozialen Teil oder die Außenperspektive stärker und differenzierten sie aus.

Die Herstellung der Identität findet also in Spannungsfeldern statt. Es stellen sich dem Subjekt deshalb verschiedene Probleme, die sich in drei Punkte fassen lassen:

- die Relation zwischen Außen- und Innenperspektive (Realitätsproblem) und damit verbunden zwischen Subjekt und Gesellschaft,
- die Relation zwischen verschiedenen Elementen innerhalb der Innenperspektive (Konsistenz- und Kohärenzproblem bzw. Teilidentitäten; Syntheseleistungen der Identitätsarbeit),
- Stabilität und Wandel dieser Elemente (Kontinuitätsproblem) sowie Herstellung und Darstellung einer einmaligen, einzigartigen Identität (Individualitätsproblem), bspw. durch Erzählen in einem sozialen Kontext, der Anerkennung ermöglicht (vgl. Frey/Hausser, 1987, S. 17 und erweitert anhand von Keupp u. a., 1999).

Diese Problemstellungen sind zentral für die Identitätsherstellung und -darstellung, sie sind also Themen, mit denen sich jedes Individuum ein Leben lang auseinander setzen muss.

Identitätskonstruktionen und Identitätsarbeit

Ein postmodernes Identitätsverständnis möchte nicht nur die Zeitdimension gleichsam als Linearität des eigenen Lebenslaufes thematisieren können, sondern zugleich die lebhaften Realitäten des Subjekts differenzierter miteinschließen: dass Identitätsarbeit auch bedeutet, multiple Identitäten in multiplen Realitäten zu leben (siehe hierzu insbesondere Keupp, 1988, S. 131–151), sich also eine *Patchwork-Identität* zusammenzustellen (Keupp u. a., 1999).

Identitätsarbeit wird so zu einer Konstruktion, welche sich in vier Typen einteilen lässt (Keupp u. a., 1999, S. 217 ff.):

- „Über die Reflexion situationaler Selbsterfahrungen und deren Integration entstehen Teilidentitäten.

- Über die Verdichtung biografischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person auf der Folie zunehmender Generalisierung der Selbstthematisierung und der Teilidentitäten entsteht das Identitätsgefühl einer Person.
- Der dem Subjekt bewusste Teil des Identitätsgefühls führt zu einer narrativen Verdichtung der Darstellung der eigenen Person, den biografischen Kernnarrationen.
- Alle drei Ergebnisse der Identitätsarbeit schließlich münden in dem, was wir im Weiteren als Handlungsfähigkeit bezeichnen. Diese hat eine innere und eine äußere Komponente und markiert die Funktionalität der Identitätsarbeit für das Handeln eines Subjekts.“ (Keupp u. a., 1999, S. 217)

Diese vier Konstruktionen ermöglichen die Syntheseleistung der Identitätsarbeit. Diese muss eine Kohärenz herstellen, das Verhältnis von Autonomie und Anerkennung regulieren und die Frage der Authentizität im Sinne einer Selbstpositionierung, lösen. „Kohärenz, Anerkennung, Authentizität, Handlungsfähigkeit, Ressourcen und Narration sind wichtige Bausteine des Modells alltäglicher Identitätsarbeit.“ (Keupp u. a., 1999, S. 270)

Identität und Behinderung

Die bisherigen Ausführungen zur Identität, basieren vor allem auf dem Verständnis des symbolischen Interaktionismus und seinen Fortführungen. Sie schaffen keinen expliziten Bezug zu „Behinderung“. Ohne hier diesen unklaren Begriff diskutieren zu wollen, sei auf das Verständnis der „Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF) der Weltgesundheitsorganisation (WHO)“ (2002) verwiesen, welchem ein bio-psycho-soziales Menschenbild zugrunde liegt. Diese drei Aspekte des Menschenbildes wie auch die in einem Modell gefassten Komponenten der ICF lassen sich mit den skizzierten Identitätsmodellen in Beziehung setzen. In der bisherigen kurzen Diskussion des Identitätsverständnisses dürfte deutlich geworden sein, dass die Verschränkung von Subjekt und seiner sozialen Umgebung bzw. der Gesellschaft für die Identitätsentwicklung und Identitätsarbeit eines Menschen konstitutiv sind. In der Interaktion mit anderen entwickelt sich Identität, in der Interaktion mit der sozialen und dinglichen Umgebung manifestiert sich Behinderung. Mit anderen Worten: Behinderung ist nicht an einem Menschen festzumachen.

Dennoch gibt es Menschen, welche unter den Bedingungen einer Behinderung ihre Identität entwickeln und ihre Identitätsarbeit leisten. Ihr Bedingungsgefüge mag sich von jenem anderer Menschen unterscheiden, genauso wie sich jenes von Menschen unterscheidet, welche in unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen Orten leben. Mit anderen Worten: Identität – ihre Entwicklung und ihre Veränderung – ist in ihren Grundzügen für alle Menschen gleich, auch wenn diese sich voneinander in hohem Maße unterscheiden. Diese Feststellung ist nicht trivial, weil in der Geschichte der Behindertenpädagogik die Annahme einer Krüppelseele (kritisch dazu: Weiss, 2000), einer beschädigten Identität (Bittner, 1973) oder die Vorstellung einer besonderen Welt des Blinden (Garbe, 1959, S. 68) diskutiert wurden.

Ein Bedingungsgefüge, in dem Behinderung ein Faktor ist, weist für die Identität des jeweiligen Menschen einige Gewichtungen auf, die zur Kenntnis genommen werden müssen:

Die soziale Abhängigkeit von Menschen mit Behinderungen ist per se höher, da diese in gewissen Lebensbereichen bzw. zur Erfüllung bestimmter (auch lebenspraktischer) Auf-

gaben und Erfordernissen allenfalls lebenslang Unterstützung benötigen. Neben von professioneller Seite angebotenen Unterstützungsfunktionen sind die eigenen bzw. selber aufgebauten sozialen Netzwerke von eminenter Bedeutung. Soziale Abhängigkeit auf der einen Seite, die Erfordernis von Selbstbestimmung auf der anderen:

„Identität, menschliches Glück, menschliche Lebenserfülltheit beruhen auf dem Ausgewogen-sein, der Balance zwischen einem der eigenen Verantwortlichkeit angemessenen Maximum an Unabhängigkeit (Freiheit) und einem Minimum an notwendiger, bedürfnisbefriedigender Abhängigkeit. Prozesse der Schaffung, Erhaltung und Lösung von Abhängigkeiten sind in diesem Spannungsfeld zu sehen.“ (Hahn, 1981, S. 70)

Diese Balance zu finden liegt logischerweise nicht allein in der Verantwortung der Pädagogen oder sonstigen Helfenden, sondern bedarf der Definitionsmacht aller Beteiligten. Neben der sozialen Abhängigkeit sind es auch *Einschränkungen* verschiedenster Art: die Zugänglichkeit zu unterschiedlichen Lebensbereichen (Bildungsangebote, Arbeitsmarkt) ist erschwert oder verunmöglicht, verschiedene Rollenoptionen (Partnerschaft, Elternschaft) sind schwierig oder unmöglich zu verwirklichen und die Teilhabe an Errungenschaften unserer Zivilisation und Kultur ist ebenfalls bedeutend schwieriger (nicht zuletzt durch architektonische Barrieren).

Für die Identitätsentwicklung des einzelnen von einer Behinderung betroffenen Menschen scheint es aber noch eine weitere gravierende Besonderheit zu geben: die *Pädagogisierung seines ganzen Lebens*. Erziehung findet im Normalfall in der Kindheit statt und wird als Selbsterziehung dem Erwachsenen selber überantwortet. Behinderte Menschen erleben jedoch, dass sich ihre Erziehung auch ins Erwachsenenalter ausdehnt, weil ihre Behinderung nicht wie das Kindsein verschwindet, sondern das ganze Leben persistiert. Die Behinderung wird als dauerhafte Erziehungsbedürftigkeit gewertet. Daher wird über Behinderte verfügt, obwohl sie als erwachsene und mündige Menschen durchaus selbstbestimmt leben könnten (siehe Radtke, 2000). Dadurch kann ein *Circulus vitiosus* entstehen, der die Entwicklung des Selbstbewusstseins und der eigenen Handlungsfähigkeit hemmt und verunmöglicht bis hin zur hinlänglich bekannten erlernten Hilflosigkeit.

Identitätsthemen aus der Sicht Betroffener

Im Rahmen einer Studie (Jeltsch-Schudel, Die Identität, 2004) wurde eine kleine Stichprobe Erwachsener mit Seh-, Hör- und Körperbehinderungen rückblickend über ihre eigene Biografie unter dem Aspekt der Identitätsentwicklung befragt, dies mehrere Male und in größerem zeitlichen Abstand, mittels verschiedener Interviewformen.

Die Auswertung der vielen lebensgeschichtlichen Daten ermöglichte es, die Bedingungsgefüge der Identitätsentwicklung Einzelner genauer zu analysieren und Informationen über die jeweils subjektive Art und Weise der Alltagsgestaltung und Behinderungsbewältigung zu erhalten.

Vier übergreifende (im Sinne von alle Befragten betreffende) Identitätsthemen konnten herausgearbeitet werden:

– Bindungen und Beziehungen:

Themen, die Beziehungen bzw. soziale Kontakte beinhalten, finden sich bei allen Informantinnen und Informanten. In ihren konkret-individuellen Ausformulierungen sind sie insofern unterschiedlich, als sie verschiedene Aspekte von sozialen Beziehungen berücksichtigen. Nicht nur verschiedene Bezugsperso-

nen werden erwähnt, sondern auch die eigene Person einbezogen in die Reflexion darüber, wie Kontakte aufgenommen und wie Beziehungen erlebt, erfahren und gestaltet werden. Nicht zuletzt ist auch die Beziehung zu sich selber ein Thema.

Am Beispiel der Kontaktnahme soll dies verdeutlicht werden:

„Kontakte aufzunehmen, erweist sich als Problem. Häufig sind Ängste vorhanden, Ausgrenzungserlebnisse vorausgegangen. Kontaktnahmen scheinen besonders für (seh-) behinderte Frauen schwierig zu sein: so erzählt Esther Stein davon, dass es ihr kaum gelungen sei, in ihrer Ausbildung mit Kolleginnen Kontakte zu knüpfen, weil eine schnelle Blickverständigung für sie nicht möglich sei. Auch Agnes Keller tat sich als Jugendliche schwer, von sich aus mit einem Gleichaltrigen Kontakt aufzunehmen; vielmehr verhielt sie sich abwartend und passiv. Eigene Aktivität muss daher entwickelt werden, um Kontakte zu schaffen und Beziehungen aufrechtzuerhalten.“ (Jeltsch-Schudel, Identität, 2004, S. 146)

– Andersartigkeit:

Das Erleben der eigenen Andersartigkeit und damit verbunden ein Leben in verschiedenen Welten kann als Ausdruck einer fundamentalen Gefühlslage der behinderten Informantinnen und Informanten verstanden werden. Damit ist einerseits gemeint, dass sie sich anders als andere (z. B. Gleichaltrige) erleben, dass sie ausgestoßen werden, andererseits aber auch, dass sich zugehörig und integriert fühlen. Weder das eine noch das andere fällt einem einfach zu, sondern kann durch eigenes Verhalten und Handeln beeinflusst werden. In der Identitätsentwicklung und -arbeit können unterschiedliche Aspekte gewichtet werden: Zum einen können Anpassungen bzw. teilweises Aufgeben eigener Besonderheiten und Bedürfnisse zu *Zugehörigkeit* und (einseitiger) Integration führen, zum anderen kann *Eigenständigkeit* um den Preis einer gewissen Isolation gepflegt werden.

Diese gegensätzlichen Gewichtungen mit all ihren Facetten unterscheiden sich jedoch in verschiedenen Kontexten und verändern sich auch in unterschiedlichen Lebensphasen.

Aus der Sicht Betroffener lassen sich folgende Anschauungen gewinnen:

„Mitmachen konnte Kim Odermatt in seiner Peer-Group zwar in allen Unternehmungen, es blieb aber ihm überlassen, wie er es schaffte. Dies ließ ihn eine Außenwelt erleben, in der er sich anpasste und mithielt und gleichzeitig eine Innenwelt, in der er sich seiner Behinderung (und damit der Andersartigkeit) sehr bewusst war.“

Etwas anders erlebte es Esther Stein, die den Eindruck hatte, an verschiedene Orte zu gehören. Sie fühlte sich weder ausschließlich als Mitglied der Gruppe Sehbehinderter noch zugehörig zu den Sehenden, sondern irgendwo dazwischen. Ähnlich erging es Hilda Reber, die sich der Gehörlosen-Welt ihrer Eltern nicht zuzählte, ebenso wenig sich als gleich wie die normalhörenden Gleichaltrigen empfand; auch mochte sie sich in ihrer Jugendzeit nicht mit anderen Schwerhörigen identifizieren.“ (Jeltsch-Schudel, 2004, S. 147)

– Handlungsmöglichkeiten:

Handeln in einem interaktiven Kontext bedeutet nicht nur Aktivität im Sinne von Aktion, sondern auch Reaktion sowie Rückzug oder Passivität. Um verschiedene Handlungsweisen, also die ganze Palette von selbst initiiert Tätigkeit bis hin zur Passivität, verwirklichen zu können, sind Handlungsspielräume die Voraussetzung. Diese können in der Spannweite von *Selbst-* bis *Fremdbestimmung* liegen, mithin der erlebten Abhängigkeit, aber auch in den



Handlungsmöglichkeiten, die Menschen mit Behinderungen zu Verfügung stehen. Hierbei spielen vorhandene Kompensationsmöglichkeiten eine Rolle. Die zur Verfügung stehenden Spielräume können indes nicht auf die Handlungsmöglichkeiten der behinderten Menschen reduziert werden, vielmehr umfassen sie auch einen beziehungsmäßigen Anteil. Damit ist gemeint, dass diese Handlungsspielräume von den Kooperationspartnern gemeinsam verantwortet, sich gegenseitig zugemutet werden müssen, also interaktiv bestimmt werden. Insofern sind eigene Handlungsfähigkeit und Handlungsspielräume verknüpft mit Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen.

Für das Erleben seiner eigenen Handlungsfähigkeit müssen Betroffene Einsätze leisten und sind häufig auf sich gestellt:

„Die Irritation, die dadurch entsteht, dass die eigene Handlungsfähigkeit in Frage gestellt ist, kennt auch Iso Berger. Besonders schwierig ist es für ihn, wenn er (auch bedingt durch seine Sehbehinderung), Situationen nicht kontrollieren kann und vielmehr selber das Gefühl hat, kontrolliert zu werden, ohne es genau erkennen zu können. Dennoch hat sich gerade Iso Berger zur Devise gemacht, dass er kämpfen will im Leben. Verschiedenes will er dabei erreichen; nicht zuletzt setzt er sich im Rahmen von Selbsthilfvereinigungen für bessere Lebensbedingungen für andere Blinde und Sehbehinderte ein. Daher ist er auch bereit, Veränderungen anzunehmen und sich Herausforderungen zu stellen. In ähnlicher Weise suchte Kim Odermatt, besonders als Jugendlicher, nach Grenzerfahrungen, testet immer wieder aus, wie viel er trotz seiner Körperbehinderung zu leisten imstande sei.“ (Jeltsch-Schudel, Identität, 2004, S. 148)

– **Behinderung:**

Die eigene Person und die Behinderung, die seit frühester Kindheit zur Person gehört, können nicht auseinander genommen werden. Die Behinderung gehört mit dazu und der Umgang mit ihr ist nur zum einen Teil Sache der betroffenen Person. Die soziale Umgebung ist daran beteiligt, ob ein Kind seine Behinderung in seiner Identitätsentwicklung als Teil seiner selbst erlebt oder als etwas Bedrohliches, zu Versteckendes erfährt. Der Umgang mit sich selber und seiner Behinderung wird dann formulierbar, wenn ein Bewusstsein seiner selbst und damit die Fähigkeit zur Selbstreflexion vorhanden sind. Die *Bedeutung und der Stellenwert der Behinderung* verändern sich im Laufe des Lebens, nicht zuletzt auch entsprechend den Erfahrungen von Akzeptanz oder Stigmatisierung, die die Betroffenen in ihrer Biografie machen.

„Kim Odermatt sieht die Untrennbarkeit von Behinderung und Person so: seine Behinderung ist ein Teil, der zu ihm gehört, den er schätzt und der ihn stört. Damit bringt er die Ambivalenz auf den Punkt. Er kann sich nicht vorstellen, Kim Odermatt zu sein, ohne seine Körperbehinderung. Die Behinderung als Teil seiner Identität, so stellt Iso Berger fest, kann auch funktionalisiert werden. So können eigene Handlungsweisen, für die man die Verantwortung nicht übernehmen möchte, auf die Behinderung geschoben werden. [...] Die Entwicklung der körperlichen Identität ist eng verbunden mit dem Erfahren einer Schädigung. Die Erkenntnis, dass der eigene Körper anders, unvollkommener oder weniger funktionsfähig ist als jener anderer Kinder, war besonders bei Kaspar Pfister und Kim Odermatt eine wichtige und schmerzliche. Während Kim Odermatt ihr einen Platz in seinem Innern zuwies und nach außen mit den Peers mitteilte, kam die Erkenntnis für Kaspar Pfister schlagartig, als er, der vorher im Rahmen einer Institution mit anderen behinderten Kindern gelebt hatte, nach seiner Rückkehr ins Elternhaus mit nichtbehinderten Jugendlichen konfrontiert und von ihnen ausgegrenzt wurde.“ (Jeltsch-Schudel, Identität, 2004, S. 149)

Diese vier herausgearbeiteten Identitätsthemen zeigen verschiedene Facetten der Identitätsentwicklung und Identitätsarbeit von Menschen mit Behinderungen. Sofern Fachpersonen (der Heil- und Sonderpädagogik) willens sind, Betroffene als Experten bspw. ihrer eigenen Identität und deren Entwicklung zu verstehen, können sie aus diesen Identitätsthemen Anregungen für ihre professionelle Tätigkeit gewinnen.

Ausblick

Thesenartig seien einige Anregungen für die (heil- bzw. sonder-)pädagogische Arbeit unter der besonderen Berücksichtigung der Identität – verstanden zugleich als Ziel und als Prozess – genannt (siehe Jeltsch-Schudel, Identität, 2004):

- Kinder mit Behinderungen brauchen pädagogische Unterstützung besonders in der Auseinandersetzung mit ihrer Behinderung und in Übergangssituationen.
- Die Zusammenarbeit mit Eltern und anderen Familienangehörigen kann eine wesentliche präventive Funktion für die Identitätsentwicklung behinderter Kinder haben, sofern die Fachleute das Familiensystem in seiner Funktionalität mehr unterstützen und informieren als es zu pathologisieren und zu belehren.
- Für den Aufbau eines kohärenten und kontinuierlichen Selbst ist ein möglichst hohes Maß an Selbstbestimmung unabdingbar. Pädagogische Aufgabe ist es, in kooperativen Situationen den Partnerinnen und Partnern so viel Selbstbestimmung wie möglich einzuräumen und so wenig Fremdbestimmung wie nötig einzusetzen.
- Erwachsene Menschen mit einer Behinderung sollen selbstbestimmt die für sie notwendige und von ihnen gewünschte Hilfe anfordern können. Eine Pädagogisierung des ganzen Lebens steht dem entgegen und ist daher nicht anzustreben.
- Da kooperative und kommunikative Situationen durch Handlungsdruck gekennzeichnet sind, müssen geeignete Vorkehrungen geschaffen werden, die es den Fachpersonen erlauben, ihre Arbeit zu reflektieren und adäquate Versteheleistungen zu erbringen. So können sie ihr Handlungsrepertoire vergrößern, um insbesondere kritische kommunikative und kooperative Situationen angemessen meistern zu können.

Die letzte These greift einen bislang nicht thematisierten Aspekt auf: die professionelle Identität von Fachpersonen. Identität, so wurde hier dargelegt, beruht letztlich auf Interaktion. Es war vorwiegend von der sich entwickelnden Person die Rede – der Partner bzw. die Partnerin in der Interaktion ist in der pädagogischen Beziehung die Fachperson. Teilt sie das dargestellte Verständnis der Identität als Interaktion, ist sie gezwungen, ihre eigene Identität mithin ihre eigene Person als Teil des Interaktionssystems zu verstehen und zu reflektieren.

Kommentierte Literaturhinweise

Hintermair, Manfred: Identität im Kontext von Hörschädigung. Heidelberg, Median-Verlag, 1999.

Der Autor setzt sich in diesem Buch mit dem Verständnis der Identität im Sinne von Keupp auseinander, indem er dieses Verständnis im Bezug auf Kinder und Jugendliche mit Hörbehinderungen untersucht und beschreibt. Dabei interessiert ihn die konkrete Identitätsarbeit von Menschen im Kontext ihrer je spezifischen Wahrnehmungs- und Lebensbedingungen.

Keupp, Heiner u. a.: Identitätskonstruktionen – Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg, Rowohlt, 1999.

Der Autor und seine Forschungsgruppe untersuchen seit Jahren die Entwicklung der Identität. Durch die Forschungsarbeiten entstand ein Identitätsmodell mit verschiedenen Dimensionen und Perspektiven. Der Begriff der Identitätsarbeit entstand in diesem Forschungskontext.

Strittmater, Roswit: Soziales Lernen – Ein Förderkonzept für sehbehinderte Schüler, Frankfurt am Main, Peter Lang, 1999.

Die selber betroffene Autorin arbeitet aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen und ihrer Arbeit als Lehrperson verschiedene Blockaden der Entwicklung sehbehinderter Kinder und Jugendlicher heraus. Sie entwickelt Ansätze zu deren Bewältigung und Ideen, wie diese an betroffene Kinder und Jugendliche weitervermittelt werden können.

Hrsg.: Heinrich Greving

Kompendium der Heilpädagogik

Band 2

I-Z

1. Auflage

Bestellnummer 04877



Bildungsverlag EINS
a Wolters Kluwer business



Haben Sie Anregungen oder Kritikpunkte zu diesem Buch?
Dann senden Sie eine E-Mail an 04877@bv-1.de
Autoren und Verlag freuen sich auf Ihre Rückmeldung.

www.bildungsverlag1.de

Bildungsverlag EINS
Sieglarer Straße 2, 53842 Troisdorf

ISBN 978-3-427-04877-0

© Copyright 2007: Bildungsverlag EINS GmbH, Troisdorf

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Hinweis zu § 52 a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne eine solche Einwilligung eingescannt und in ein Netzwerk eingestellt werden. Dies gilt auch für Intranets von Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	6
Identität Barbara Jeltsch-Schudel	7
Kindertagesstätte Elke Biene-Deißler	17
Kommunikation Peter Rödler	27
Kompetenz Martin Stahlmann	35
Krise/Krisenintervention Ernst Wüllenweber	47
Konstruktivismus Winfried Palmowski	55
Konzept Dieter Gröschke	67
Körperbehinderung Ingeborg Hedderich	76
Kritisch-materialistische Behindertenpädagogik Wolfgang Jantzen ...	86
Lebenswelt Emil E. Kobi	96
Lernbehinderung Birgit Werner	107
Medien Christian Mürner	116
Neurophysiologische Grundlagen der Heilpädagogik Thomas Hülshoff	124
Normalisierungsprinzip Walter Thimm	132
People First Stefan Göthling (mit Unterstützung von Susanne Göber und Henrik Nolte)	140
Person Emil E. Kobi	148
Personenzentriertheit Petr Ondracek	155
Persönliches Budget Gudrun Wansing	165
Profession/Professionalisierung/Professionalität Ernst Wüllenweber ..	176
Psychiatrie – Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie	
Gerhard Neuhäuser	182
Psychomotorik Josef Möllers	190
Rhythmik Werner Rittmann	200
Schule/Schulpädagogik Franz B. Wember	212
Schwerste Behinderung Andreas Fröhlich	222
Sozialgesetzbuch Peter Trenk-Hinterberger	229
Spielen Elke Biene-Deißler	237

Sprache Peter Rödler	249
Ständige Konferenz der Ausbildungsstätten für Heilpädagogik in der Bundesrepublik Deutschland Barbara Ullrich	257
Sterbebegleitung Birgitt-Maria Schlottbohm	267
Stigmatisierung Norbert Störmer	275
Syndrome/Syndromanalyse Wolfgang Jantzen	285
Therapeutik Dieter Gröschke	296
Trisomie 21 Barbara Jeltsch-Schudel	304
Verhaltensstörungen/Verhaltensauffälligkeiten Ernst Wüllenweber ..	313
Wahrnehmung Dieter Gröschke	324
Wohnen Iris Beck	334
Zeichen Christian Mürner	346
Literaturverzeichnis	354
Autorenverzeichnis	399
 Band 1	
Vorwort	6
 Alter Maximilian Buchka	7
Alte Menschen mit Behinderung Maximilian Buchka	21
Anthroposophische Heilpädagogik und Sozialtherapie Rüdiger Grimm	33
Arbeit/arbeiten Werner Heer	41
Assistenz Erik Weber	56
Ästhetische Erziehung Georg Theunissen	66
Autismus Peter Rödler	73
Basale Kommunikation Winfried Mall	83
Basale Stimulation Andreas Fröhlich	88
Behinderung Dieter Gröschke	97
Beratung Heinrich Greving	110
Berufsverband der Heilpädagogen e.V. Wolfgang van Gulijk	117
Blinden- und Sehbehindertenpädagogik Franz-Karl Krug	126
Case-Management Ernst Wüllenweber	134
Daseinsgestaltung Emil E. Kobi	139
Deinstitutionalisierung Wolfgang Jantzen	149

Disability Studies Anne Waldschmidt	161
Elternarbeit Barbara Jeltsch-Schudel	169
Emotionen Thomas Hülshoff	178
Empirische Behindertenpädagogik Franz B. Wember	186
Empowerment Georg Theunissen	197
Entwicklung Dieter Gröschke	202
Ethik Markus Dederich	211
Eugenik Michael Wunder	219
Europäische Heilpädagogik Alois Bürli	228
Euthanasie Michael Wunder	241
Fachbereichstag Heilpädagogik Norbert Störmer	250
Freizeit Reinhard Markowetz	258
Frühförderung Armin Sohns	272
Gender/Geschlecht Ulrike Schildmann	278
Geschichte der Heilpädagogik Norbert Störmer	287
Gesprächsführung Johannes Huiskens	297
Handlungstheorie Dieter Gröschke	308
Heilpädagogische Beziehungsgestaltung – Trainingskonzept für die	
Aus- und Weiterbildung Peter Flosdorf	317
Heilpädagogische Diagnostik Dieter Lotz	327
Heilpädagogische Erziehungshilfe und Entwicklungsförderung	
Wolfgang Köhn	337
Heilpädagogik, geisteswissenschaftliche Emil E. Kobi	347
Heilpädagogische Kunsttherapie Karl-Heinz Menzen	355
Heilpädagogische Übungsbehandlung Barbara Schroer	369
Hilfebegriff Ernst Wüllenweber	380
Hospitalisierung/Enthospitalisierung Georg Theunissen	384
Hörbehinderung Fritz-Helmut Wisch	391
Humanistische Psychologie Petr Ondracek	401
Literaturverzeichnis	412
Autorenverzeichnis	454